Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 1

Artikel: Frau Menga

Autor: Odermatt, Esther

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633534

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 1 - 1933 * Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern * 23. Jahrgang

Das Neue Jahr spricht: Von Martin Schmid, Chur.

O wundervolles Tönemeer
Von Glockentürmen ohne Zahl!
Das braust und brandet um mich her
Und Schnee- und Lichtglanz füllt das Tal!

Sie grüssen mich wie einen Herrn
Und komme doch in Knechtsgestalt,
Sie schaun nach einem Wunderstern,
Ich hab' im Himmel kein' Gewalt.

Ihr lieben, lieben Menschen all,
Ich bin wie ihr ein eil'ger Gast,
Ein Sandkorn nur im Zeitenfall.
Ach, euer Hoffen drückt mich fast.

Ich weiss nicht Kraut noch Zaubertand,
Ich richte nur die Stundenuhr,
Ich baue nicht am Ackerland,
Ich schneide nicht des Segens Flur.

Das alles ist auf euch gestellt,
Ihr pflügt und wirkt und schafft und sät,
O Kinder dieser bunten Welt:
Nie ist's zu früh, nie ist's zu spät.

Ich schenk' euch voll ein Schälchen Frist
Zu Werk und Lust und Lied und Leid,
Ich bin ein Fünklein Ewigkeit,
Bedenkt's und lobet Jesum Christ.

Frau Menga. Novelle von Esther Odermatt.

Frau Menga saß in gespanntem Sinnen an ihrer Schreibkommode und überprüfte den Brief an den Sohn. Ein neues Bedenken war ihr mitten ins Wort gefahren. Sollte sie wirklich der mündlichen Aussprache bei Fortunats Heimkehr vorgreifen, da er doch bei der Beerdigung des Onkels jedem vertraulichen Wort ausgewichen war und jede Anspielung auf nahe Entscheidungen und Aenderungen überhört oder als verfrüht abgewiesen hatte?

Sie zerriß die tastenden Fragen, wie sie vorher schon die Einladung zum heimischen Fest zerrissen hatte. Beim kargen Abschied nach der Trauerfeier unten im Rheinstädtchen, bei ihrer Enttäuschung, daß Fortunat sie nicht wenigstens für einen Tag in die Casa Crestas nach Breil hinaufgeleiten konnte, hatte er sie auf seinen baldigen Besuch vertröstet: „Beim Fest hoffentlich auf Wiedersehen!"

Gequält griff Frau Menga nach einem neuen Bogen — was sollte sie überhaupt schreiben? — als sie jäh aufgeschreckt wurde. Eine hohe Frauenstimme brach draußen in die Stille des Flurs ein, die alte Barla Katrina klinkte die Türe auf, und bevor sie noch — atemlos vor Staunen — die Frau Kreispräsident anmelden konnte, trat diese schon neben ihr in die Stube. Die zierliche blonde Frau sah so zart aus in dem schweren Schwarz und dem langen Schleier ihrer Witwentracht, die etwas vorstehenden wasserblauen Augen unter dem weißen Häubchenrand füllten sich so kindlich hilflos sofort mit Tränen, daß Frau Menga in aufwallendem Mitleid die Schwägerin mit beiden Armen umfaßte und in den Polsterstuhl am Fenster drückte. In einem Augenblick schuf diese mütterliche Gebärde das jahrzehntelange gute, aber innerlich kühle Verhältnis der Schwägerinnen neu und warm, und als die alte Barla Katrina in wichtiger Sorgsamkeit endlich die letzte alte Silberkanne aus dem Büfett gehoben hatte und verschwunden war, löste sich Frau Bridas Leid in den Armen der andern und ergoß sich rückhaltlos in strömenden Tränen.

„Domenika", schluchzte sie, nach Fassung ringend — sie hatte Frau Menga unter ihrem vollen Namen in gemeinsamer Institutszeit kennen gelernt und sich nie zum allgemein gebräuchlichen Menga verstehen können — „Domenika, ich muß mit dir reden", und dann kam es mühsam, aber mit einer hartnäckigen Bestimmtheit, die jeden Widerspruch niederhalten sollte: daß sie ins Unterland heimziehen wolle zur Mutter. „Domenika, ich allein in dem großen

leeren kalten Haus da unten in der fremden Stadt! Ich stürbe vor Angst in der Einsamkeit."

In zehnjähriger Ehe war Frau Brida in der kleinen Stadt am Rhein nicht heimisch geworden, nur eingestellt auf den Gatten, scheu eingesponnen ins Haus. „Aber hilf mir! Sag, was geschieht mit Caporta, unserm Haus? Uebernehmt ihr's! Gleich jetzt. Es gehört ja doch einmal deinem Sohn, und du weißt, es war Giacuns Wunsch, daß Fortunat später seine Anwaltspraxis weiterführte. Mein armer Giacun! Daß uns, gerade uns Kinder versagt waren, es hat ihn verzehrt wie mich, ich weiß es, aber jetzt ist's am allerschwersten, da nichts von ihm bleibt, nichts, und ich allein in dem sinnlos großen Haus, das auf Kinder wartete, auf Kinder!"

Es war das erstemal, daß Frau Brida der Schwägerin über ihre kinderlose Ehe klagte und sich verlor in der Leidenschaft des Schmerzes, in der Erlösung, ihn vor einem Menschen auszuweinen.

Während Frau Menga still über den gebeugten blonden Scheitel fuhr, suchte sie ihre Gedanken zu sammeln, die Frau Bridas Vorschlag jäh aufgescheucht hatte, und spürte, wie das geheimste Tor in ihrem Innern sich auftun wollte, aber sogleich sich wieder schloß. Sie sah die Entscheidung sich herandrängen, die sie seit Jahren erhofft hatte und jetzt von sich schob, als ob sie sie fürchtete.

„Du bist die Glückliche, Domenika!" schluchzte die Schmerzgelöste, „wenn du auch früh Witwe wurdest, du hast deinen Sohn. In ihm lebt dein toter Fortunat, lebt jetzt allein das Geschlecht der Caliver. Domenika, Fortunat hat doch lange genug studiert und die Fremde gekostet, er soll Caporta und die Praxis übernehmen und mich in Frieden ziehen lassen."

Sacht löste sich Frau Menga von der Schwägerin, faltete die Hände im Schoß und sann erhobenen Hauptes in sich hinein. Was Frau Brida wünschte, war immer auch ihr Wunsch und ihre Hoffnung gewesen, daß ihr Sohn einst das großväterliche Haus in der Stadt am jungen Rhein übernähme und von dort aus in die kleine und große Heimat die gesegneten Kreise seines Wirkens zöge. Jetzt aber, da sich durch des Schwagers unerwartet frühen Tod und Frau Bridas Entschluß allzu plötzlich die Entscheidung aufzwang, wagte sie kaum an die Erfüllung ihres Wunsches zu glauben. Immer beharrlicher hatte Fortunat bei seinen spärlichen Besuchen zu ihren tastenden Zukunftsfragen geschwiegen, seit er nach ausgiebigem Aufenthalt in München und Paris sich durch ihren einstigen Sommermieter in dessen Zürcher Geschäftshaus als juristischen Beirat hatte binden lassen, für kurze Zeit, um Einblick zu gewinnen, wie er ihr erklärte. Die Stadt lockte ihn, das stand ihr fest, stärker, als er es wahr haben wollte. Wie hatte er letztesmal seine begeisterten Schilderungen von Theater und Konzert plötzlich vor ihr zu dämpfen versucht, als ob sie ihm die Freude nicht gönnte, sie nicht verstünde! Aber er würde sich bald daran ersättigen, auch an allem äußeren Glanz.

Sie kannte doch ihren Sohn. Wie hatte er in den Ferien daheim die alten Kleider hervorgeholt, um mit seinen Dorfbuben wieder eins zu sein, ihr Führer wohl bei kühnen Streifzügen, der Retter der kleinen Greitla, die sich mit dem Geißlein verstiegen hatte, aber einer der ihren, strahlend in ihrer Mitte. So würde die Heimat mit den Menschen, die ihn brauchten, wieder locken, stärker als die Stadt. Nur durfte sie nicht dem Schicksal vorgreifen wollen, nur mußte sie Geduld haben und warten.

„Brida, so gern ich dich beruhigte, ich kann dir nichts versprechen, kann Fortunat nicht drängen, aus seiner vielseitigen Tätigkeit, aus der reichen Anregung der Stadt heraus sich schon in unsere engen Verhältnisse einzuspinnen."

Da warf Frau Brida das Hauptgewicht in die Wagschale, das sie vergessen oder unbewußt aufgespart hatte: der regierungsrätliche Freund ihres Gatten, ihr Berater, hatte ihr vertraut, daß bald die Stelle des Regierungssekretärs neu zu besetzen wäre und Fortunat bei einer Bewerbung beste Aussichten hätte, wie das den Anfang seiner politischen Laufbahn bilden könnte. —

Frau Menga faßte die Hand der Schwägerin, während sie mit aller Kraft die aufsteigende Erregung niederzwang. Jetzt sprach das Schicksal, und Fortunat mußte sich entscheiden.

„Ich werde Fortunat schreiben, und — ich hoffe ja, daß er sich für die Heimat entscheiden wird. Jetzt oder später; denn ich kann nicht von heute auf morgen aus äußeren Gründen einen Entschluß herbeizwingen. Aber du, wolltest du nicht deine und Giacuns Wohnung noch behalten, wie sie war? Vorderhand wenigstens, vielleicht nur für kurze Zeit? Es wäre doch schmerzlich, so schnell alles aufzulösen, was euer gemeinsames Leben war —"

„Ach, es war häßlich von mir, lieblos gegen Giacun", klagte sich Frau Brida an.

„Nein, du Arme, ich verstehe dich wohl. Aber du könntest dich ja zur Mutter flüchten, so oft du wolltest, zu mir herauf auch, wenn dir die Casa Crestas nicht zu einfach wäre, und hättest doch noch euer altes Heim. Und später —"

„Ja", atmete Frau Brida auf, „und bis dahin bleibe ich als Hüterin auf Caporta; das hat dann Sinn und Zweck für mich."

„Es ist aber wirklich nicht sicher, Brida", verwahrte sich Frau Menga nochmals, „ganz unsicher, ob Fortunat —"

Schnell umfaßte Frau Brida die Schwägerin und schaute ihr warm in die Augen.

„Aber ich hoffe es, für dich und für mich. Ich verstehe dich wohl."

Fast wollte es Frau Menga bedrücken, sich zu sehr verraten zu haben, als der Schwägerin anschmiegendes Verstehenwollen ihr plötzlich deren Wesen erschloß und ihr eine Hilfe für sie eingab. Unter ihren Schützlingen war die kleine Meta, ein zartes Mädchen von grundbraven Eltern, das der Tod der Mutter eben erst mit sieben Geschwistern voll verwaist hatte. Wenn die Schwägerin sich erweichen ließe, die Kleine aus dem ärgsten Elend heraus, bis aufs notdürftigste für die übrige Schar Heim und Hilfe geschaffen wäre, zu sich zu nehmen, es aufzufüttern und zu pflegen, vielleicht knüpfte sich ein stärkeres Band.

Mitgerissen von Frau Mengas Eifer ließ sich Frau Brida zu den Waislein führen, und als zwei große blaue Kinderaugen bang ihr entgegenfragten, zwei winzige Händchen aus viel zu großer Jacke sich befreiten und ihr zustrebten, verlor die liebverwaiste Frau ihr Herz an das mutterlose liebliche Geschöpf und konnte es kaum mehr aus ihren Armen in den dürftigen Korb zurücklegen. Sobald sie

das Nötigste vorbereitet hätte, würde sie es holen, morgen schon — wenn sie sich auch noch nicht für lange binden wollte — „dann wird das Haus doch nicht mehr so leer sein", flüsterte sie unter Tränen und drückte der Vermittlerin die Hand.

Während das Postchaislein mit Frau Brida die Dorfstraße hinunterratterte, stieg Frau Menga die paar Stufen zum Friedhof empor, der auf einer kleinen Anhöhe mitten im Dorf die weiße Kirche umgrünte. Der Erfolg ihres Eingreifens, das der aus schwerstem Leid erlösten Frau Trost und Freude, dem Waislein Schicksal und Glück werden konnte, straffte ihr Entschluß und Mut. Jetzt mußte ihr die Hilfe glücken auch für ihr Liebstes, für den Sohn.

Frau Menga stand am Grab des Gatten, brach eine der weißen, duftenden Federnelken, die den Hügel überblühten, band eine Ranke der hellroten Rosen fester ans Kreuz und strich sinnend mit der Hand darüber. Ihr Hochzeitstag war heute.

Sie sog den Duft der kleinen Nelke ein, und aus dem Duft stieg leise die Vergangenheit empor: Das Gärtchen, in dem Fortutnat ihr die Nelke gebrochen, mit der hinreißenden Anmut seines Wesens, das in einem einzigen Augenblick sich ganz geben, einen ganz nehmen und so zugleich das Glück der eigenen Hingabe schenken konnte. Ueber der kleinen Nelke hatte er sie zum erstenmal geküßt, und ein Jahr später — heute vor 27 Jahren — hatte sie der Geliebte als Gattin heimgeführt ins hochgetürmte, stolze Haus am jungen Rhein. Hatten wohl je an einer Hochzeitstafel soviel Glück und Liebe, soviel Erwartung und himmelstürmende Verheißung sich angestrahlt? Ihr gegenüber die Eltern, selber wie ein Brautpaar, der Vater in der Uniform eines päpstlichen Obersten wie ein alter Ritter der Mutter huldigend, — neben ihr der Schwiegervater, ihr feierlichen Willkomm bietend, die als Tochter sein frauenloses Haus wieder liebevoll umsorgen würde, staatsmännisch seine Rede weitend und von der deutschen und romanischen, also echt schweizerischen Abstammung der Braut den Ausblick öffnend auf das Wirken des jungen Paares, ein Ideal entfaltend, wie aus dem häuslichen Glück des Sichverstehens und Helfens Vorbild und Segen wuchs für der Heimat enge und weite Kreise. Aber all das versank vor dem einen Augenblick, da ihr Gatte sie durch den weiten dunkeln Flur hinausführte in Duft und Glanz des Gartens. Den ganzen Weg vom Haustor hinauf zur goldregenübersprühten Laube an der Ringmauer hatte er mit weißen Federnelken dicht umsäumt — der weiße duftende Weg zum Goldregentor wie ins Glück!

Die Nelken auf dem Grabhügel dufteten und hüllten die sinnende Frau ein, daß sie wie betäubt die Augen schloß.

Schritte nahten; sie bückte sich auf den Grabhügel. Fortunat, geliebter, armer Fortunat! Als die Schritte verhallten und sie sich erhob, sah sie nur noch den kränkelnden Gatten, wie er mühsam hier oben im Gärtchen vor der Casa Crestas seine Blumen aufband, schwer atmend vom Bücken sich aufrichtete und aus aller Not heraus ihr zulächelte, als er am Fenster ihr besorgtes Gesicht entdeckte. Als sie seinen Sarg durch die blühenden Nelken hinausgetragen, hatte sie ihm alle mitgegeben und aufs Grab gepflanzt, wie er ein Jahr vorher den kleinen Hügel ihres Töchterleins bepflanzt hatte.

Ihr Hochzeitstag war heute. Was war das für ein weiter Weg gewesen bis hieher! Oft hatten die Füße sie nicht mehr tragen wollen. Dunkle Bilder drängten sich heran. Sie wollte sie verscheuchen, nur den süßen Duft einatmen, sich von ihm einhüllen lassen, aber da drängte sie sich immer wieder heran, jene Nacht, in der das Geständnis des Gatten über seine verfehlten Geschäfte, seine leichtsinnigen Verluste den Abgrund vor ihr aufgerissen hatte, der mit ihrer Existenz auch ihre Liebe zu verschlingen drohte. Ein Blutsturz, der Zusammenbruch seiner längst untergrabenen Gesundheit, auf die er nie hatte Rücksicht nehmen wollen, hatte ihre Liebe zurückgerissen und den Abgrund zugeschüttet. Sein Bruder hatte das väterliche Haus und die Anwaltspraxis übernommen, und um Fortunats Gesundheit willen waren sie in die Stille und Einfachheit der Casa Crestas hinaufgesiedelt zu Frau Mengas Vater, dem sie kurz vorher die geliebte Gattin hinausgetragen hatten. Hier oben konnte sie bei aller Wahrung des Aeußeren sparen und arbeiten, wie es Caporta nie erlaubt hätte.

Wohin hatte der Jugendstolze sie damals durch den weißen Nelkenweg führen wollen? Und mußte sich hier oben freuen, wenn ihm seine Erdbeeren reiche Ernte trugen, und zuletzt — so bald schon — wenn er nur noch auf der Laube die Sommerluft trinken konnte, freute sich so warm daran, drückte ihr so dankbar die Hand. Zu gut war er gewesen für die Menschen, die sein Vertrauen mißbrauchten, zu früh war das Leiden in seine Kraft gefahren und hatte sie mit allen stolzen Hoffnungen und Plänen gefällt.

Armer Fortunat! wiederholte sie in ihrem Herzen und hörte gleichzeitig Frau Bridas Worte: „Du bist die Glückliche, du hast deinen Sohn!" Ach ja, der Brief, die herandrängende Entscheidung. Wie vor einem Unbehagen, einer Unsicherheit flüchtete sie sich wieder zu der kleinen Nelke in ihrer Hand, sog den Duft ein und spürte ein Heimweh nach dem Gatten wie seit Jahren nicht mehr und spürte einen feinen Stachel, als ob ihr des Gatten Bild zu sehr verblaßt wäre vor dem Sohn. Heute wurde es lebendig, ein Bild nach dem andern rief und weckte sie, schmückte alle verschwenderisch mit ihrer Liebe und blieb zuletzt an seinen Augen hangen, die dunkel vor Freude, sprühend vor Lebenslust nach langem Ritt vom Pferd herauf an ihr Fenster grüßten. So sehr der Sohn dem Vater glich, diese dunkel sprühenden Augen hatte er nicht.

Aber da war es schon wieder, wovor sie sich hatte flüchten wollen. Die Wirklichkeit rief sie zurück; sie konnte ihr nicht mehr ausweichen. Sie mußte Fortunat die Entscheidung über seine Zukunft vorlegen, nein, nur die Tatsachen, die endlich zur Aussprache, zur Klarheit auch vor sich selber drängten. Vielleicht kam er zum Fest, und sie konnte Aug in Aug mit ihrem Buben reden wie früher, wo er sie so verwöhnt hatte mit Briefen und Besuchen, daß sie teil hatte an allem seinem Tun und Erleben. Sie litt unsäglich unter der leisen Entfremdung und wollte es sich doch nicht eingestehen und konnte sie nicht erklären und wußte nicht, daß sie zu innerst auf seine Heimkehr hoffte, und daß sie mit ihrer weißen Federnelke dastand und auf das Glück, auf die Erfüllung wartete wie damals vor siebenundzwanzig Jahren.

(Fortsetzung folgt.)